

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 4

Artikel: Der Trick mit dem Wasser [Fortsetzung]
Autor: Starke, Ottomar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der trick mit dem wasser

kriminalroman von
ottomar starke

Copyright by Carl Danneker Verlag, Berlin

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Zauberer Martínez — er heißt eigentlich Burton — hat einen Trick, und dieser Trick ist sein Geheimnis. Er kann nämlich auf eine vom Publikum zu bestimmende Zeit hin auf die Sekunde genau das in einem Glas befindliche Wasser grün färben, ohne scheinbar etwas anderes zu tun, als mit der Uhr in der Hand den genauen Zeitpunkt abzuwarten. Auf der Uebertour von Amerika ereilt den Zauberer ein rätselhafter Tod. Zeugen seines Sterbens sind seine Assistentin Francis und ein Kunstschütze namens Bonpain, der brennend gern hinter den Trick mit dem Wasser kommen möchte. Francis reist mit den Koffern des ums Leben gekommenen Burton, der sich fälschlicherweise ihr und der Welt gegenüber als ihr Vater ausgegeben hatte, nach Paris. Dort nimmt sie eine Stelle als Gesellschafterin bei Señora de Martínez an, die mit Burton in sehr schleierhafter geschäftlicher Verbindung gestanden haben muß. Vorher schon lernte Francis einen blonden Riesen namens Charly kennen, dem sie sich sehr zugetan fühlt, wie flüchtig sie ihn auch kennt. Sie betrachtet ihn als »Schutzengel«, denn allerlei Seltsames begibt sich um sie, ihre Koffer werden gestohlen, — man erfährt, daß es Bonpain war, der so hinter den Trick mit dem Wasser kommt und nebenbei von der Polizei des Mordes an einer Tänzerin verdächtigt wird, — in ihrem Zimmer verschwindet ein etwas obszönes Bild, das eine verblüffende Ähnlichkeit mit ihr selbst aufweist, die Señora Martínez benimmt sich ferner etwas absonderlich, so daß Francis sich endlich entschließt, ihrem Bekannten Charly telefonisch ihre Ängste anzuvertrauen. Doch am Apparat wird ihr gemeldet, Charly Brand sei nach Deutschland verreist. Diese irreführende Auskunft gibt ihr durch den Draht der polizeilich unangemeldete »Zimmerherr« von Frau Martínez, der Bruder des verstorbenen Burton. Dieser Burton wird eines Tages vom Kunstschützen Bonpain gestellt. Bonpain verrät, daß er aus den Briefschaften des verstorbenen Burton allerlei über dessen und seines Bruders geheimnisvolles Gewerbe weiß. Das Stichwort »Chiffre Liebesglück« macht Burton gefügig und zu einem Tauschhandel bereit. Die Forderung Bonpains lautet: bare hunderttausend Franken gegen Aushändigung der verräterischen Briefe.

Vierte Fortsetzung

Er nahm eine drohende Haltung an. Burton wandte sich zur Tür. Er wollte sich noch einmal umdrehen, um etwas zu sagen, aber Bonpain ließ ihn nicht zu Worte kommen.

«Raus, raus! Ich habe anderes zu tun, als mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie kennen meine Forderung... in drei Tagen, also am Samstag abend spätestens.»

Und er öffnete die Tür, die Burton wachsbleich durchschritt, worauf sie knallend wieder zugeworfen wurde, mit solchem Krach, daß der Zimmernachbar Bonpains, Herr Sylvester Lenormand, der aber zu ungewöhnlichen Zeiten kam und ging, über solche Rücksichtslosigkeit eines Hotelbewohners den Kopf schütteln mußte.

Das Rezept.

Die Señora de Martínez ließ sich ätzend in den Plüschsessel fallen. Sie hatte soeben einen Anruf gehabt, der sie noch in schlechtere Laune versetzte als sie ohnehin schon war. Francis schob ihr ein Kissen in den Rücken.

«Ich danke Ihnen, mein Kind... Sie müssen mir alten Dame einen Gefallen tun. Sie müssen mir ein Rezept machen lassen... Wo ist meine Handtasche?»

Francis suchte im Zimmer herum.

«Wo laufen Sie nur überall herum wie ein angeschossener Hase. Sie haben auch gar keine Augen im Kopf! Auf meinem Schreibtisch liegt sie doch.»

Francis reichte ihr die Tasche. Sie kramte einen Zettel heraus.

«Hier! Sie müssen zum Boulevard Raspail fahren... dann gehen Sie das kurze Stück bis zum Bahnhof Montparnasse... dort ist die Apotheke.»

«Aber es gibt Apotheken, die näher gelegen sind.»

«Wenn ich Sie in diese Apotheke schicke, werde ich meine Gründe haben... Widersprechen Sie mir doch um Gotteswillen nicht, wenn ich meine Migräne habe.»

«Ich werde ein Taxi nehmen, dann bin ich schnell wieder zurück!»

«Sind Sie denn ganz von Gott verlassen?... Ein Taxi? Sie wollen wohl das Geld zum Fenster hinauswerfen! Nehmen Sie die Untergrundbahn, den Autobus, die Elek-

trische oder gehen Sie zu Fuß... es eilt mir nicht so mit dem Mittel... ich will eine Zeitlang meine Ruhe haben.»

«Wenn Sie nur Ihre Ruhe haben wollen, kann ich ja auf mein Zimmer gehen... Deshalb brauchen Sie mich nicht zur Apotheke zu schicken und Geld für ein teures Rezept auszugeben.»

«Jetzt begehrt das Kind auch noch auf.»

Zu jeder Tages- und Nachtstunde standen der Señora einige Krokodilstränen zur Verfügung. Sie ließ also eine los und schüttelte resigniert den Kopf. Francis machte sich zurecht, verabschiedete sich und ging.

Charly riß Hut und Mantel aus dem Kleiderschrank, als er sie das Haus verlassen sah. Diesmal wollte er sie nicht aus den Augen verlieren. Sie schlug die Richtung nach der Isle de la Cité ein. Sie trippelte rasch dahin, er ging drei Schritte hinter ihr. Als sie die Straße überschreiten wollte, berührte er ihren Arm. Sie wandte ihm das Gesicht zu, erkannte ihn und erlebte.

«Sie sind hier?... Sie sind in Paris?»

«Aber ich war die ganze Zeit in Paris!»

«Sie waren nicht verreist?... Sie waren nicht in Deutschland?»

«Nein!»

«Aber...»

«Warum haben Sie mich nie angerufen? Haben Sie mich ganz vergessen?»

«Aber ich habe Sie ja angerufen!»

«Wie?»

«Ja, ich habe Sie angerufen... Zuerst hat man mir am Apparat gesagt, daß kein Herr Brand dort bekannt sei, dann aber schien man sich zu erinnern, nachdem ich Sie beschrieben hatte... Und man sagte mir, Sie hätten ein Telegramm erhalten und seien Hals über Kopf in derselben Nacht noch abgereist.»

Charly blieb brüsk stehen.

«Welche Nummer haben Sie denn angerufen?»

«Nun, die Nummer, die Sie mir aufgeschrieben haben.»

«Haben Sie den Zettel noch da?»

Sie öffnete ihr Handtäschchen.

«Hier ist er!»

Er nahm ihn, betrachtete ihn prüfend.

«Es ist derselbe Zettel, den ich aus meinem Notizbuch gerissen habe, Francis. Es ist meine Schrift... aber die Nummer hat man umgeschrieben und gefälscht... Sie haben eine falsche Nummer angerufen.»

«Was sagen Sie da?»

«Ich sage, daß Sie eine Nummer angerufen haben, die auf Ihren Anruf vorbereitet war, und man wollte Sie auf diese Weise von jeder Verbindung mit mir abschneiden.»

Sie kamen an einem Postamt vorbei, Charly zog Francis mit in den Schaltraum. Er bat sie, sich einen Augenblick zu gedulden und betrat eine der Telefonzellen. Nach einigen Minuten kam er wieder heraus. Sein Gesicht war sehr ernst. Francis erschrak, aber er ließ ihr keine Zeit, ihn auszufragen.

«Es war eine Männerstimme, sagen Sie?»

«Ja.»

«Tief?... Hoch?»

«Eine tiefe Männerstimme.»

«Franzose?»

«Das weiß ich nicht.»

«Freundlich?»

«Eher etwas spöttisch.»

«Und er fragte, wie ich aussehe?»

«Ja.»

«Was fragte er sonst noch?»

«Wo ich zuletzt mit Ihnen zusammen war!»

«Sie haben es ihm natürlich gesagt?»

«Ja... ich...»

«Nun gut... Und er sagte, ich hätte ein Telegramm erhalten und wäre abgereist?»

«Ja!»

«Was haben Sie jetzt vor?»

«Ich muß ein Rezept für die Señora de Martínez machen lassen. Sie hat Migräne.»

«Gut, ich begleite Sie!»

Er ging schweigend neben ihr her. Sie sah ihn manchmal verstohlen von der Seite an, aber all seine Lustigkeit von ehemals schien verfliegen. Endlich redete sie ihn an.

«Wie erklären Sie sich das, Charly?»

Bei Nennung dieses Namens aus ihrem Mund trat für einen Augenblick ein zärtlicher Schimmer in sein Auge. Er faßte sie unter.

«Francis!... Sie müssen aufrichtig zu mir sein!... Sie müssen mir sagen, ob sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignet hat, seit wir uns nicht gesehen haben... ich beschwöre Sie darum, aufrichtig zu sein und es mir zu sagen. Man hat Ihr Handtäschchen durchwühlt, hat meine Telefonnummer gefälscht, wahrscheinlich... um... um», er stockte.

«Um... um... um was?», drang Francis in ihn.

«Um Sie des einzigen Freundes zu berauben, den Sie haben.»

«Aber warum?»

«Beantworten Sie mir zuerst meine Frage!... Ist Ihnen irgend etwas Ungewöhnliches zugestoßen oder begegnet, seit wir uns nicht sahen?»

Charly wurde sehr dringlich. Er preßte ihren Arm. Sie verzog schmerzhaft das Gesicht.

«Sie tun mir weh.»

«Verzeihen Sie!... Bitte, antworten Sie mir doch.»

Der nächtliche Einbruch in ihrem Zimmer — die ausgewechselten Photographien. — Er würde fragen, was für Photographien es waren. Sie würde ihm Rede und Antwort stehen müssen, würde ihm diese eine Photographie beschreiben müssen, die sie selbst darstellte, in diesem Aufzug... Nein, das konnte sie nicht!... Was sollte er von ihr denken! Jetzt, wo sie ihn wiedergefunden hatte, sollte sie ihn womöglich gleich wieder verlieren!

«Sie sagen nichts!... Sie antworten nicht? Haben Sie irgend etwas erlebt im Hause der Señora, was Ihnen verdächtig vorgekommen ist... irgend etwas... so reden Sie doch! Denken Sie nach!»

Sie schluckte an den Worten. Sie war nahe daran, zu weinen, aber sie sagte:

«Nein!... nichts!... gar nichts!» Und gleich darauf schämte sie sich, daß sie ihm die Unwahrheit gesagt hatte und nicht mehr zurück konnte.

Sie setzten schweigend ihren Weg fort. Francis fand die Apotheke, gab das Rezept ab, hörte, daß sie eine halbe Stunde warten müsse. Charly führte sie in ein nahegelegenes Kaffeehaus.

«Wollen Sie mir einen Augenblick Ihre kleine Armbanduhr geben?» bat er.

«Aber gewiß!» Sie streifte die Uhr ab und reichte sie ihm. Er neigte sich ganz nahe zu ihrem Ohr und flüsterte:

«Ich werde meine Telefonnummer innen in den Dekkel einritzen... darf ich?»

«Tun Sie es!»

Er öffnete den kleinen goldenen Deckel und ritzte die Nummer ein.

«Prägen Sie sich die Zahl ins Gedächtnis! Und wenn Sie den geringfügigsten Verdacht haben, rufen Sie mich an.»

«Aber was für einen Verdacht meinen Sie denn, Charly?»

«Wenn die Señora mit Ihnen verreisen will, beispielsweise... oder wenn Sie irgendwelche neue Menschen kennenlernen durch sie, wenn man Sie in Gesellschaft mitnehmen will!...»

«Aber wäre denn das so ungewöhnlich?»

«Bitte, fragen Sie mich jetzt nicht, warum ich Sie bitte,

es mir mitzuteilen. Folgen Sie mir einfach! Glauben Sie mir aber, daß ich triftige Gründe habe, sehr triftige Gründe sogar. Es ist bei mir immer irgend jemand zu Hause. Wenn ich selbst nicht da sein sollte, so meldet sich mein Diener, dem Sie ebenso vertrauen können wie mir.»

«Sie haben einen Diener?»

«Ja, das ist doch nichts so besonderes... Und nun entschuldigen Sie mich, wenn ich gehe. Ich habe einen sehr wichtigen Gang vor. Seien Sie nicht böse! Ich würde, weiß Gott, lieber bei Ihnen bleiben und mit Ihnen über andere Sachen reden.»

Er reichte ihr die Hand, stürzte davon, kehrte an der Tür nochmals um, gab ihr nochmals die Hand.

«Ich habe sehr viel an Sie gedacht», brachte er heraus, wurde rot wie ein Schuljunge und rannte davon, ohne sich umzusehen, so, als hätte er etwas durchaus Ungehöriges getan.

Unbelauschtes Gespräch.

Kaum hatte Francis die Korridortür hinter sich zugeschlagen, um die Medizin für die kranke Señora de Martinez zu holen, als diese sich erhob und in das Zimmer des seligen Herrn begab. Man merkte ihr keine Migräne oder sonstige Krankheit an. Sie öffnete den Kleiderschrank und klopfte mit dem Zeigefinger an dessen Rückwand. Diese schob sich auseinander, und der kleine Herr mit dem Napoleonsbart, den Bonpain mit Burton angeredet hatte, trat ins Zimmer.

«Gehen wir hinüber! Ich habe sie weggeschickt, mir eine Medizin zu holen. Sie werden vor anderthalb Stunden schwerlich zurück sein. Aber rauche nicht.»

Bevor sie in den Salon trat, legte sie die Sicherheitskette an der Flurtür vor.

«Was ist also geschehen?»

Der kleine Herr warf sich in einen Sessel.

«Ein ehemaliger Kollege meines verstorbenen Bruders hat das ganze Gepäck Don Estebans gestohlen.»

«Was ist da weiter dabei... Nachdem Stefan tot ist, brauchen wir doch den ganzen Zauberrummel nicht mehr.»

«Bei dem Gepäck befand sich Korrespondenz.»

«Wie, er hat die Briefe nicht vernichtet?»

«Nein.»

«Das ist sehr unangenehm!»

«Dieser ehemalige Kollege heißt Bonpain, ist Kunstschütze und verlangt für die Herausgabe der Briefe 100 000 Francs.»

Die Señora sah mit gerunzelten Brauen starr vor sich hin. Sie dachte lange nach und sagte kein Wort. Endlich löste sie sich wie aus einer Erstarrung.

«Er hat also das ganze Gepäck deines Bruders?»

«Ja.»

Der Bruder des verstorbenen Zauberkünstlers vermochte darauf keine Antwort zu geben. Die Señora behauptete:

«Er steckt mit Francis unter einer Decke.»

«Das glaube ich nicht. Ich halte das Mädchen für völlig ahnungslos und absolut ungefährlich.»

«Sie ist weder das eine noch das andere. Erstens einmal wollte sie diesen Charly Brand anrufen.»

«Ein Flirt...», warf Burton geringschätzig ein.

«Flirt hin, Flirt her... Es ist ihr Geheimnis. Du weißt nicht, was das für ein Mensch ist.»

«Sicher ein Bummler, nichts weiter.»

«Dann hat sie die Photographie erkannt.»

«Das ist nicht bewiesen.»

«Sie war einer Ohnmacht nahe, als sie dieselbe bei ihrem ersten Besuch sah, und sie hat die Stellung nur angenommen, um hinter das Geheimnis dieser Photographie zu kommen.»

«Das bildest du dir ein.»

«Vielleicht bilde ich es mir nur ein... aber ich glaube mich nicht zu täuschen, denn sie betrachtete sie aufmerksam immer wieder, wie ich von meinem Schlafzimmer aus deutlich beobachten konnte.»

«Damit wäre aber nichts bewiesen.»

«Und nachdem du die Bilder in der Nacht vertauscht hast, erwähnte sie am nächsten Morgen kein Sterbenswörtchen davon, daß die Veränderung ihr aufgefallen wäre. Es muß ihr aber aufgefallen sein!»

Burton schwieg. Die Señora fuhr fort:

«Und bis zum heutigen Tag hat sie mir noch nicht eingestanden, daß sie Assistentin deines Bruders war, solange sie denken kann. Und dabei war ihre ursprüngliche Absicht sicherlich nur die, mir den Tod Burtons mitzuteilen, den sie für meinen Mann hielt, und mir die Koffer zu übergeben, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.»

Burton schwieg noch immer.

«Sie hat von den Koffern nichts verlaun lassen. Aber sie weiß, daß man sie gestohlen hat.»

«Gewiß, die Thiaucourt hat das bestätigt. Aber sie kann aus Angst geschwiegen haben. Sie kann befürchtet haben, daß man sie zur Verantwortung ziehen könnte.»

«Möglich!... Aber du siehst aus alledem, daß sie sehr wohl zu schweigen versteht. Solche Menschen sind immer gefährlich. Ich glaube, sie hat diese Stellung überhaupt nur angenommen, um mich auszuspionieren, denn bestimmt macht sie sich doch Gedanken darüber, warum sie immer nur denjenigen Menschen zu Gesicht bekommen hat, den sie für ihren Vater hielt, und daß sie aufgewach-

sen ist, ohne ihre Mutter überhaupt je kennengelernt zu haben.»

«Erstens weißt du nicht, was mein Bruder ihr in dieser Beziehung vorgelegen hat, und dann macht sich ein Zirkuskind über derartige Fragen keine Gedanken.»

«Ich denke anders darüber... Frau bleibt Frau... Sie mißtraut mir!... Und warum fragte sie, ob im Hause nicht eine Schwermüde liege?»

«Das hat ihr mein Bruder vielleicht aus irgendeinem Grunde eingeredet!»

«Aus war für einem Grund?»

«Das weiß ich nicht. Vielleicht wollte er irgend etwas für seinen Pariser Aufenthalt vorbereiten.»

«Warum nimmst du sie in Schutz?»

«Ich nehme sie gar nicht in Schutz.»

«Doch! Du nimmst sie in Schutz, aber das ist gleichgültig im Augenblick. Es spricht jedenfalls sehr viel dafür, daß sie mit Bonpain gemeinsame Sache macht.»

«Wenn sie etwas von den Briefen wüßte, hätte sie sich nicht hierher getraut, glaube ich.»

«Du vergißt, daß sie einen Rückhalt an Charly Brand zu haben glaubte und daß sie sich vielleicht auf ihren kleinen Taschenrevolver verließ. Sie hat Mut, die Katze.»

Wieder trat für eine Weile Schweigen ein, ehe die Señora fortfuhr:

«Und dieser Dummkopf Bonpain glaubt, wir zahlen ihm hunderttausend Francs für die Briefe, die wir gar nicht gesehen haben?»

«Und woher sollst du wissen, daß das Paket vollständig ist! Wer hindert ihn daran, sich ein oder zwei Briefe zurückzubehalten und nach acht Tagen von neuem mit seinen Erpressungen anzufangen, wie?»

Burton nickte.

«Wir werden ihm die Hunderttausend nicht geben. Wir werden Mittel und Wege finden, die Briefe ohne einen Sou in unseren Besitz zu bekommen... Ist es überhaupt sicher, daß diese Briefe belastendes Material enthalten?»

«Das muß dir doch der gesunde Menschenverstand sagen! Wenn sie nicht belastend wären, wäre der Bursche doch nicht auf den Gedanken gekommen, daraufhin den Erpressungsversuch zu machen.»

«Hast du eine Ahnung, um was für Briefe es sich handeln kann?»

«Es werden wohl die Briefe sein, die ich an Stefan geschrieben habe, und wenn ich auch das Kind nie beim rechten Namen genannt habe, so sind sie natürlich für einen, der sich damit eingehend beschäftigt, leicht zu entziffern.»

Die Señora stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

«Man müßte ihn hinhalten, um Zeit zu gewinnen. Er kann nichts mit den Briefen anfangen. Er kann uns bei der Polizei anzeigen, aber dabei kommt nichts für ihn heraus, als daß er zugeben muß, die Koffer gestohlen zu haben. Und er will ja Geld aus der Geschichte schlagen! Geh am Samstag hin, sag, du hättest das Geld noch nicht flüssig machen können oder irgend etwas anderes, such ihm einzureden, es wäre für ihn vorteilhafter, sich an dem Geschäft zu beteiligen.»

«Er will nichts damit zu tun haben, wie er mir gesagt hat.»

«Er ist geldgierig! Wenn du ihm vorstellst, wieviel mehr er verdienen kann, wenn er mitmacht, wird er einwilligen. Du kannst ihm vorschlagen, deines Bruders Beruf auszuüben, das wird ihm bestimmt einleuchten! Außerdem wird er sich ausrechnen, daß er dazu noch das hohe Künstlerhonorar hat. Geh, es ist halb so gefährlich! Und wenn wir ihn erst einmal eingeschläfert und sicher gemacht haben, wenn er beteiligt und dadurch ungefährlich geworden ist, entledigen wir uns seiner bei Gelegenheit, es sei denn, daß er uns ebenso nützlich wird wie dein Bruder uns war.»

Sie lachte und knuffte Burton in die Seite.

«Dummkopf! Gleich läßt du dich ins Bockshorn jagen! Du bringst ihm zehntausend mit... legst sie vor ihm auf den Tisch, sagst, ein Vertrauen bedinge das andere, er solle dir die Briefe geben. Du wirst ihn schon herumkriegen. Und was die Zehntausend anlangt, da habe ich auch noch eine ganz gute Idee... du wirst lachen, warte ein wenig!»

Und die Señora lachte, daß ihr dicker Bauch unter dem schwarzen Taft schepperte.

Es war Abend geworden, ohne daß die beiden es gemerkt hatten. Die Señora hörte, wie jemand versuchte, die Flurtür aufzuschließen.

«Verschwinde! Francis kommt zurück.»

Und während Burton geräuschlos über den Flur glitt, in den Schrank trat und diesen hinter sich schloß, ging sie ächzend schleifenden Schrittes zur Tür, die Kette wegzunehmen.

«Ich habe zugeschlossen, mein Kind. Ich bin ja so froh, daß Sie wieder zurück sind. Ich habe mich so geängstigt. Sie dürfen mich alte Dame nie wieder so lange allein lassen. Nein, das vertrage ich nicht.»

Als Francis der Señora die Medizin gab, dankte diese mit einem schwachen Lächeln.

«Der Arzt war da. Er hat mich untersucht... es sieht schlimmer aus, als ich dachte, mein Kind. Wir müssen unverzüglich nach dem Süden reisen. Sie müssen die Koffer packen! Ich werde Ihnen sagen, was wir mitnehmen und wo sich die Sachen befinden. Gehen Sie doch, bitte,

in die Rumpelkammer und nehmen Sie den hellgelben Lederkoffer. Kommen Sie! Spüren Sie sich ein wenig. Sie glauben gar nicht, welchen Schrecken mir der Doktor eingeflößt hat. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich weiß, daß wir reisefertig sind. Ich habe solches Reiseieber. Und vergessen Sie die Belotekarten nicht. Wer weiß, wie lange wir dieses harmlose Vergnügen noch haben werden.»

«Oh, und ich habe keine Toilettenartikel mehr. Ich muß mir noch Seife und Puder kaufen.»

Die Señora wußte sehr wohl, daß Francis noch mit allem versehen war. Sie hatte also die Spur dieses Herrn Brand wahrscheinlich wieder aufgenommen und wollte ihn anrufen. Sie wußte, daß die Nummer gefälscht worden war und kannte jetzt den richtigen Anschluß. Man mußte sich vorsehen mit dieser Schlange!

Die Señora setzte ihr süßestes Gesicht auf.

«Nein, Kind, Sie können mich jetzt keine Sekunde allein lassen. Der Arzt hat mir jede Aufregung strengstens verboten. Seife und alles, was wir brauchen, können wir auch unterwegs für Sie kaufen. Holen Sie den Koffer!» Francis mußte sich fügen.

Als Charly am selben Abend seinen Beobachtungsposten in dem Zimmer gegenüber der Rue St. Denis 15 wieder bezog, sah er, daß der Portier bei einbrechender Nacht beide Haustürflügel weit für einen Taxi öffnete, der schnell wegfuhr. Er legte dem keine besondere Bedeutung bei. Er wußte nicht, daß Francis und die Señora de Martinez darin saßen und im Begriff waren, Paris zu verlassen.

Ein Kleeblatt unterhält sich über ein anderes Kleeblatt.

Das Licht flammte grün auf. Die P-L-M tagte. «Schießen Sie los!» forderte Marat, genannt der Zahnstocher, seine Kollegen auf.

Lenormand räusperte sich.

«Der Unterschied zwischen einem Hotel und einer Privatwohnung ist der, daß man in ersterem nicht zu seiner wohlverdienten Ruhe kommt, während man bei sich zu Hause schlafen kann. Denn Hotels haben bekannterweise die dünnsten Wände von allem, was sich Architektur schimpft.»

Marat und Paletot waren an solche Abschweifungen gewöhnt. Es hatte gar keinen Zweck, sich dagegen aufzulehnen.

«Das Hotel, das ich augenblicklich beehle, hat allerdings die dünnsten Wände, auf die ich jemals gestoßen bin, fünfzehn Zentimeter dünn sind sie nur, Gott sei es geklagt.»

Er räusperte sich, ehe er fortfuhr:

«Im Hotelzimmer hängen die scheußlichsten Kunstwerke der Malerei, die diese Schmierfritzen mit den ungekämmten Haaren hervorzubringen belieben. Wirklich, man kann davon träumen. In meinem Zimmer beispielsweise hängt solch ein süßliches Weibsbild mit einer Taube auf der Schulter, mit der sie schnäbelt. Jeder gebildete Mensch weiß, daß eine Taube in den Kodtopf und nicht auf eine nackte Weiberschulter gehört, zum Donnerwetter. Und zu Taube gibt man Sauerkraut in Wein. Man kann auch Rotkohl geben, wenn man will. Ich kann solche unnatürlichen Phantastereien nicht leiden, deshalb habe ich das Bild auch abgehängt und gegen die Wand gestellt. Außerdem mußte ich unbedingt ein Loch in die Wand bohren.»

«Sie müssen auch alles demolieren, was Ihnen unter die Finger kommt!» spottete Marat.

Aber die Kollegen waren sehr zufrieden, daß Lenormand, genannt die Gabel, verhältnismäßig schnell zur Sache kam.

«Da mein Zimmernachbar ein Schwein ist, hat er nicht einmal bemerkt, daß sein Bett voller Mörtel war, als er nach Hause kam. Ubereigns brachte er einen Besucher mit.»

Paletot liebte es, dem Kollegen die Pointen zu verderben. Er machte ein scheinheiliges Gesicht und warf wie zur Erklärung für Marat dazwischen:

«Sie müssen wissen, daß er Burton meint, den Bruder des verstorbenen Zauberkünstlers, einen Mann, der aussieht wie Napoleon III.»

«Können Sie es denn nicht erwarten, bis Sie drankommen, Sie weidgewordene Melone, Sie... Das weiß Marat auch, daß es sich um gar niemanden andern als Burton handeln kann.»

«Er ist nicht angemeldet und wohnt schwarz bei der Señora de Martinez, Rue St. Denis Nr. 15. Aber es scheint, daß Francis Burton keine Ahnung von seiner Existenz hat, denn er vermeidet es ängstlich, mit ihr zusammenzutreffen, und als es kürzlich durch Zufall trotzdem zu einem solchen Zusammentreffen kam, kannte sie ihn nicht.»

Paletot schwieg wieder.

«Sie meinen also, Paletot, daß dieser Burton bei der Señora wohnen könnte, ohne daß ein Mitbewohner der Etage davon wüßte? Das erscheint mir reichlich zweifelhaft.»

«Ich habe die Pläne des Hauses eingesehen. Sie wissen doch, was man als junger Mensch unter einer sturmfreien Bude versteht, nicht wahr? In jeder Etage grenzt ein Zimmer an das Treppenhaus, aber nur das zu der Wohnung der Señora gehörende hat auch seine eigene Tür. Es

könnte also sehr wohl sein, daß die Verbindungstür zur Wohnung der Señora zutapuziert oder verstellt ist, und daß das Zimmer bewohnt ist, ohne daß Francis Burton etwas davon zu wissen braucht.»

«In sturmfreien Buden kennt sich der Griessknödel aus ... er scheint darauf studiert zu haben», bemerkte Lenormand giftig, aber Paletot meinte ruhig: «So oder so — gelernt ist gelernt, werter Herr Kollege!»

«Fahren Sie fort, Lenormand!»

«Es ist nicht viel zu sagen: Bonpain setzte Burton die Pistole auf die Brust und verlangte hunderttausend Francs dafür, daß er über gewisse Briefe das Maul hielt und diese Briefe an Burton auslieferte. Er gab ihm drei Tage Bedenkzeit. Uebermorgen ist Samstag. Uebermorgen soll Burton mit den Lappen antanzen.»

«Das ist dann wohl alles?» fragte Marat.

«Das ist alles. Und der Zettel, der sich in Bonpains Brieftasche befindet, ist ein Zeitungsausschnitt.»

«Was für einer?»

«Das konnte ich noch nicht herausbekommen.»

«Stimmt alles wie gesagt, was Kollege Lenormand erzählt. Bonpain sprach in einem Kaffeehaus Burton mit seinem Namen an, worauf dieser leugnete, Burton zu heißen, aber endlich doch mitging.»

Marat dachte nach.

«Es handelt sich also um Briefe aus der Hinterlassenschaft des Zauberers. Und diese Briefe müssen Belastendes enthalten. Es ist gleichgültig, ob sie den Zauberer belasten, denn der ist tot, und es kümmert ihn nicht mehr. Aber sie müssen auch Belastendes für seinen Bruder oder die Señora de Martinez enthalten. Was kann das sein? Das kann tausenderlei sein.»

«Es handelt sich um die Geschäfte der Señora und der Brüder Burton, denn Bonpain lehnte von vornherein ab, sich an diesen Geschäften zu beteiligen.»

Paletot hatte wieder seine weinerliche Miene aufgesetzt.

«Vielleicht steckt noch ein guter Kern in diesem Kunstpfeifer.»

«Kunstschützen ...», verbesserte Lenormand, der Ungenauigkeiten nicht vertrug.

«Wenn Bonpain eine Beteiligung an diesen Geschäften ablehnte, müssen es schon recht eigenartige Geschäfte sein, meine ich», philosophierte Marat. Lenormand stimmte ihm bei.

«Ich halte das Kleeblatt ganz einfach für Falschmünzer», ergänzte er Marats Gedankengang.

«Internationale Falschmünzer ... das wäre durchaus denkbar.»

«Wir müssen abwarten, was der Samstag bringt», schloß Marat die Sitzung.

Schmutzige Geschäfte.

Lenormand stand schon seit einer geschlagenen Stunde auf seinem Beobachtungsposten, als es endlich an der benachbarten Zimmertür klopfte und auf Bonpains «Herein!» Burton erschien. Der Kunstschütze hatte die Hände in den Rocktaschen, und Lenormand wußte, daß in seiner rechten Rocktasche ein Revolver stak.

«Das ist Ihr Glück», empfing Bonpain den Besucher.

«Ich möchte mich mit Ihnen aussprechen», fing Burton an. «Sind wir hier ungestört und unbelauscht?»

«Man soll immer annehmen, man sei belauscht, dann redet man nichts, was man vielleicht später einmal zu bereuen hätte.»

«Ganz Ihrer Meinung, Herr Bonpain!»

«Machen Sie's kurz! Haben Sie das Bewußte mitgebracht?»

Burton griff in die innere Brusttasche und holte ein Kuvert heraus, das er vor sich auf den Tisch legte. Aber als Bonpain die Hand danach ausstreckte, nahm er es wieder an sich.

«Einen Augenblick, Herr Bonpain! Erst werden Sie mich in aller Ruhe anhören, nicht wahr?»

«Bitte!»

«Ich will Ihnen zugeben, daß ich der Bruder Ihres verstorbenen Freundes Burton bin, der als der Zauberer Señor Estéban Diego de Martinez in Varietés auftrat, womit er übrigens ein schönes Stück Geld verdiente. Da Sie die Korrespondenz meines seligen Bruders eingesehen haben, wissen Sie auch, daß er die Hauptstütze und Seele des Geschäftes war. Er fehlt uns sehr. Seit einem ganzen Monat liegen die Geschäfte durch diesen bedauerlichen Verlust brach, und wir haben soviel Kapital investiert, daß es uns beim besten Willen im Augenblick nicht möglich wäre, Ihnen die ganze Summe auf den Tisch zu legen.»

«Wie, Sie haben nicht die verlangte Summe mitgebracht?» brauste Bonpain auf.

«Nein», sagte Burton ruhig. «Aber hören Sie weiter! Wir haben Ihnen einen Vorschlag zu machen: Sie übernehmen die Hinterlassenschaft meines verstorbenen Bruders und treten wie er als Zauberer auf und führen an seiner Stelle die Geschäfte weiter. Ihre Gewinnbeteiligung soll dieselbe sein, die er hatte. Wir sind so wieso in Verlegenheit. Das ganze Geschäft, das auf ihm aufgebaut war, kommt ins Stocken. Wir hätten uns nach einem Ersatz umsehen müssen, und nachdem sich die Dinge nun so entwickelt haben, daß Sie durch einen Zufall zum Mit-

wisser geworden sind, sehen wir nicht ein, warum wir nicht gemeinsame Sache machen sollten. Es ist besser, wir vertrauen uns, als wir stehen uns als Feinde gegenüber. Meinen Sie nicht auch?»

Bonpain blickte finster vor sich hin und entgegnete nichts.

«Sehen Sie, Bonpain. An und für sich nützt Ihnen der Besitz dieser Briefe gar nichts! Sie können uns denunzieren, aber Sie haben nichts davon, als daß man uns ... vielleicht ... auf den Leib rückte. Vielleicht, sagte ich, denn Sie können sich denken, daß wir allerhand zu unserer Verteidigung vorzubringen haben, und daß es außerdem sehr schwer fallen dürfte, uns zu überführen. An sich aber dürften Sie wohl schwerlich einen Grund anzugeben wissen, warum Sie uns bloßstellen sollten, denn wir haben Ihnen ja schließlich nichts getan. Es ist Ihnen darum zu tun, Geld zu verdienen! Sie wollen aus Ihrer Entdeckung Kapital schlagen, nicht wahr? Mehr als die zehntausend Francs, die ich in diesem Kuvert bringe, haben wir im Augenblick nicht flüssig, wie ich Ihnen schon sagte. Wenn Sie aber auf unseren Vorschlag eingehen und sich beteiligen, können Sie in kürzester Zeit das Dreifache verdienen und haben außerdem den recht erheblichen Verdienst als Zauberer, welcher Beruf Sie sozusagen immun macht, denn niemand vermutet in einem Varietékünstler einen ...»

«Schon gut! Seien Sie vorsichtig!» Bonpain schnitt ihm das Wort ab.

«Sie haben recht. Wir wissen ja, um was es sich handelt. Sie können die Koffer, die Sie gestohlen haben, jetzt als Ihr rechtmäßiges Eigentum betrachten, können nach einer Assistentin Umschau halten, können bei den Varietés und Zirkusdirektionen um Engagement vorstellend werden und können in Ruhe abwarten, was wird, wozu diese zehntausend Ihnen dienen sollen ... nicht wahr?»

Bonpain überlegte. Der Vorschlag Burtons war einleuchtend, mußte er sich sagen.

«Aber eines müßten Sie mir allerdings versprechen: Sie müßten mir ehrenwörtlich versprechen, die Briefe, die ich in der Folge an Sie schreiben würde, sofort nach Kenntnisnahme zu vernichten, denn Sie sehen, was daraus entstehen kann, wenn man solche Briefe aufbewahrt.»

Bonpain nickte. Burton zog das Kuvert aus der Tasche und gab es Bonpain.

«Zählen Sie nach.»

Bonpain ließ die Scheine gierig durch die Finger gleiten. Es waren zehntausend Francs. Es stimmte. Er hatte lange nicht so viel Geld in den Händen gehabt.

«Ich will die Briefe gar nicht haben, Bonpain, es genügt mir, wenn Sie einwilligen. Und Sie werden vielleicht zugeben, daß es das Vernünftigste wäre, die Briefe zu vernichten, nicht wahr?»

«Vernichten?»

«Ja, solange sie existieren, können sie in die unredlichen Hände kommen, und man kann sie sowohl gegen Sie wie gegen uns auswerten. Das Vernünftigste wäre, sie zu vernichten, sie möglichst gleich zu vernichten, hier, in diesem Zimmer.»

Lenormand an seinem Beobachtungsstand verfarbte sich. Wenn der Schuft auf den Vorschlag Burtons einging, hatte die Polizei das Nachsehen. Er mußte verhindern, daß die Briefe vernichtet würden. Er stieg eilig von seinem Stuhl herunter und warf mit Gepolter einen Kleiderständer um, der da stand. Er stieg wieder auf das Bett und sah durch das Loch in der Wand. Die beiden Männer standen mit erstarrten Gesichtern da.

«Schnell ... schnell», sagte Burton.

Und Bonpain schloß seinen Koffer auf und entnahm ihm ein Bündel Briefe.

«Rasch, rasch! Geben Sie her, ich habe Feuer!»

Bonpain gab Burton das Paket, der sich dem Kamin zukehrte und es hineinwarf. Dann knisterte eine Flamme auf.

«Ist die Tür verschlossen, Bonpain?»

Bonpain rannte zu der Tür undriegelte ab.

«Bleiben Sie an der Tür, daß sie nicht geöffnet wird, ehe die Briefe verbrannt sind.»

Burton schürte in dem Häufchen Papier, das lustig brannte.

Lenormand sprang fluchend vom Bett herunter. Er stürzte auf den Flur und versuchte die Tür zum Nebenzimmer aufzureißen.

«Aufmachen! Sofort aufmachen! Kriminalpolizei!»

Er hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Tür.

«Einen Augenblick», antwortete ihm Bonpain ruhig.

«Einen Augenblick, wir sind gerade mit einer delikaten Angelegenheit beschäftigt.»

«Aufmachen! In drei Teufels Namen, aufmachen!»

Lenormand raste.

«Sofort, mein Herr, sofort!»

Lenormand rüttelte vergeblich an der Klinke. Er warf sich gegen die Tür mit der ganzen Kraft seines Körpers. Die Füllung brach aus.

«Aber wir öffnen ja schon! So gedulden Sie sich doch! Ich weiß wirklich nicht, warum Sie es eilig haben!»

Man schloß von innen auf. Lenormand stürzte ins Zimmer, auf den Kamin zu, in welchem ein Häufchen Asche lag, das beim Windzug, der entstand, auseinanderflatterte.

«Was für Briefe waren das, die Sie hier verbrannt haben?»

«Liebesbriefe, Herr Polizeikommissar!»

«Was für Liebesbriefe?»

«Aber Herr Kommissar, wer wird so neugierig sein und nach anderer Leute Angelegenheiten fragen?»

«Anderer Leute Angelegenheiten! Einen Dreck! Was für Briefe es waren, will ich wissen!»

Bonpain sah ihn kalt an und zuckte die Achseln.

«Wie kommen Sie dazu, in dieses Zimmer einzubreden?»

«Ich verhafte Sie!»

Bonpain lachte.

«Sie können mich verhaften, aber wollen Sie mir bitte sagen, mit welcher Berechtigung?»

«Sie haben diese Koffer da gestohlen!»

«Diese Koffer sind das Eigentum meines Bruders und ich bin der Erbe derselben», mischte Burton sich ein. «Ich erkläre, daß Herr Bonpain diese Koffer mit meiner Einwilligung an sich genommen hat.»

Lenormand sah wütend von einem zum anderen.

«Und wofür haben Sie diesem Herrn zehntausend Francs gegeben, und wofür hat er hunderttausend verlangt?»

«Für die Herausgabe einiger Briefe, wie Sie ja wissen, Herr Kommissar!»

«Was für Briefe, zum Donnerwetter?»

Burton lächelte.

«Sie betreffen eine Dame, mehr darf ich nicht sagen, Herr Kommissar!»

Lenormand sah, daß er hier machtlos war.

«Zeigen Sie mir nochmals Ihre Papiere, Bonpain!»

«Herr ... Bonpain, wenn ich bitten darf!»

«Gut, Herr ... Bonpain!»

Bonpain zog bereitwillig seine Brieftasche. Lenormand riß sie ihm aus der Hand, griff hinein und holte einen Zettel heraus, auf den er einen flüchtigen Blick warf. Es war der Ausschnitt aus einer amerikanischen Zeitung, der über den Mord an der Tänzerin Estelle berichtete. Lenormand gab die Brieftasche zurück. Er faßte Bonpain scharf ins Auge.

«Sie wußten also schon von dem Tod der Tänzerin, als ich zu Ihnen davon sprach! Ihre ganze Ergriffenheit damals war also Komödie, mein Lieber, wie?»

Bonpain wurde rot vor Zorn.

«Wie können Sie wagen, so etwas zu behaupten! Ich habe Ihre Erzählung für so unmöglich gehalten, daß ich nicht eher ruhte, als bis ich die Zeitung fand, in der diese Anzeige stand. So verhält es sich und nicht anders!»

«Und der Zettel, der damals zu Boden fiel und nach dem Sie sich so eifrig bückten?»

«Ich weiß wirklich nicht mehr, was das für ein Zettel war. Jeder Mensch hat irgendwelche Aufzeichnungen in seiner Brieftasche. Was Sie da vermuten, ist einfach lächerlich.»

«Sie haben eine Waffe in der Rocktasche, zeigen Sie sie mir!»

«Bitte!»

Bonpain reichte ihm bereitwillig den Revolver. Lenormand untersuchte ihn; er war großkalibrig.

«Ich habe einen Waffenschein, als Kunstschütze, wie Sie wissen, Herr Kommissar.»

Lenormand sah finster von einem zum andern. Die Vögel waren ihm für diesmal entwischt, das war nicht zu leugnen. Er kehrte auf dem Absatz um und verließ das Hotel.

Bonpain gerät in Wut.

Als Burton gegangen war, stiegen Bonpain Zweifel über auf, ob er einen vorteilhaften Handel eingegangen war. Die Briefe waren weg. Hunderttausend wollte er dafür haben, zehntausend hatte er bekommen, allerdings war er jetzt rechtmäßiger Besitzer des Burtonschen Nachlasses und konnte mit großer Reklame eine eigene Nummer aufziehen, das war schon etwas wert. Hol's der Teufel, man sollte sich einen guten Abend machen und sich die ganze Sache mal überlegen! Man sollte einmal eine Flasche Burgunder genehmigen und nachdenken! Wenn der Laden klappte, war man für alle Zukunft der Nahrungssorgen ledig. Zehntausend! Das ist zwar kein Vermögen, aber immerhin ein Anfang. Er hatte das Bündel Scheine vorhin auf dem Tisch liegen lassen, wo war es nur! Vielleicht hatte er es eingesteckt? Nein, in seiner Brieftasche war es auch nicht! Hatte womöglich Lenormand es mitgehen lassen, ausgeschlossen. Nein, das war ausgeschlossen! Uebrigens hatte er es auch gar nicht in die Brieftasche gesteckt! Vielleicht auf dem Bett? Nein! Oder es war auf den Boden gefallen! Sicherlich war es auf den Boden gefallen! Bonpain ließ sich auf die Hände nieder und suchte. Aber er konnte das Banknotenbündel nirgends entdecken. Es war zum Verzweifeln. Wo hatten die Scheine sich nur versteckt? Er dachte angestrengt nach, suchte sich zu erinnern, wo er sie zuletzt in der Hand gehabt hatte, als im Nebenzimmer das Gepolter verriet, daß man sie belauschte.

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Hatte Burton sich vielleicht in einem unbewachten Augenblick wieder in den Besitz des Geldes gesetzt? Hatte dieser Lump die allgemeine Verwirrung benützt, um die Scheine zu entdecken? Wo stand er, als der Polizeikommissar an der Tür polterte? Ganz richtig, er stand am Tisch, auf dem die Banknoten lagen. Burton hatte das Geld wieder an sich genommen!

(Fortsetzung folgt)